



Nr. 44

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1909

## Die Leute von St. Bonifaz.

Roman von Minna Kautsky.

(Fortsetzung)

10. Kapitel.

In dem aus Brettern gefügten Obergeschoss des „Noten Rössel“, das den riesigen Saal in sich schlöß, war die Dekoration vollendet. Es war Abend geworden. Eine Anzahl Hängelampen und buntfarbige Lampions beleuchteten mit etwas gedämpftem Schimmer diese tonnenreißerisch verschwendende Pracht, von der es im ganzen Saal duftete.

Burschen und Mädchen hielten sich noch gesondert. Die letzteren standen zusammengedrängt um die mit Papiergarlanden geschmückte Estrade, die für die Musiker bestimmt war. Die ersten lehnten an den geöffneten Fenstern, mit verlebender Gleichgültigkeit ihre Pfeifen rauchend.

Junge Bauernsöhne aus der Umgebung und einige Arbeiter aus Habenbach hatten als Gäste sich eingefunden. Immer noch strömten neue Tänzer herzu.

Die Musik begann mit den ohrenzerreißenden Dissonanzen ihrer Bläser und die ersten Paare traten, in steifer Haltung sich an den Händen fassend, zum Ländler an.

Paar um Paar folgte ihnen, in langsamem Tempo schlürfenden Schrittes den Saal umkreisend.

Die Burschen trugen kurze, bis an die Knie reichende Ledershosen, die bei einigen reich bestickt waren; kurze Lodenjacken, den grünen Felsberghut am Kopf, mit grünem Band und Gamsbart oder neuen leckeren Hahnenfedern geziert.

Die Tänzerinnen, auch die, die sonst immer städtisch gingen, waren ausnahmslos in der Tracht erschienen. Zum Kirtag gehörte die Tracht, die allerdings schon sehr modifiziert war: Sie bestand aus einem hellen Kattunrock mit gleichem Mieder, einem weißen Hemd, dessen Kermel gebauscht waren, der seidenen Schürze mit breiter Schleife, die rückwärts bis zum Rocksaum hinabfiel und einem farbigen Tüchlein, das zierlich über dem Busen geknüpft war.

Wer's hatte, trug die silbernen Ketten mit breitem Filigranschlüssel um den braunen, meist kurzen Hals: Familienschmuck, der sich von Generation zu Generation vererbte.

Zehn, nach einem kurzen Aufhüpfen, legte das Dirndl dem Burschen die Hand auf die Schulter, er faszt diese mit seiner Linken, während die Rechte ihren Leib umschlingt.

Sie drücken sich eng aneinander, was schon durch die Haltung bedingt ist, und das Singen hebt an. Es ist eine einfache Melodie, im Umlauf von fünf Tönen, die sie in schleppendem

Tempo heruntersingen, ein ewiges Wigalawaia. Das Zu-die-Hände-paschen der Männer, das Auftrampeln ihrer Hüte bringt Lärm und Nachdruck hinein. Der Text ist ebenfalls ein allgebrachter, naiv und schelmisch auhebend, mit einer frivolen Pointe, die nicht selten zur obszönen Dernheit sich versteigt. Jeder kennt sie, niemand lacht mehr dazu. Die Strophen werden ausdruckslos und mit einem Ernst behandelt und heruntergesungen wie die Litanei in der Kirche. Abwechselung bringt erst der Wechselgesang hinein, der oft durch recht boshaftes Extempores die allgemeine Heiterkeit entfesselt.

Daneben, in der an den Saal anstoßenden großen Stube, saßen an sauber gedeckten mit Blumensträußen geschmückten Tischen die Honorationen von St. Bonifaz.

Sie halten sich bereits vollzählig eingefunden, viele unter ihnen ohne ihre Weiber, denn sie wollten einmal fidet sein. Ihr alter gemütlicher Herr Pfarrer, der jetzt, von allen Seiten begrüßt, in der Tür erschien, wird sie darin nicht stören.

Er war Stammgast beim „Noten Rössel“ und am Kirchtag war sein Erscheinen hier selbstverständlich. Er gehörte zu den Novialen und seine Lebensfreudigkeit hatte mit dem Alter eher zu als abgenommen. Er hatte die Komödienspielerei satt und es gab Stunden, wo ihn leise Wehmutter überschlich, das verspätete Bedauern, im Leben soviel versäumt zu haben. Er war in der Gemeinde beliebt, denn er war mit den kleinen Schwächen seiner Pfarrkinder ebenso nachsichtig wie mit seinen eigenen, und wer weiß, wie weit er hierin gegangen wäre, hätte ihn sein junger Kaplan Schwarzinger nicht so streng überwacht und ihn korrigiert, wo es nur ging.

Pfarrer Leone, ein Südtiroler, war ein stattlicher weißhaariger Mann, kräftig und ziemlich rund, ohne fett zu sein. Aus dem gebräunten Gesicht blickten schwarze, muntere Augen, die um so lustiger blinzelten, wenn er beim Bier saß. Man sah es ihm sofort an, wenn er schlechter Laune war, eine Gemütsstimmung, in welche ihn einzig sein Herr Kaplan zu versetzen wußte. Dieser war, wie auch der Pfarrer, ein Bauernsohn, aber ohne häuerliches Empfinden. Er war im Kloster erzogen und in einem jesuitischen Seminar ausgebildet. Er hatte gelernt Kanzel und Beichtstuhl nicht allein für die Interessen der Kirche zu benutzen, son-

dern auch für eine wirkliche politische Agitation. Er war nicht auf Seite der Schwachen, sondern der Mächtigen zu finden, solange die Feinde der Kirche auch die ihrigen waren. Während der Pfarrer jahraus, jahrein für seine armen Pfarrkinder herumbettelte, besonders die Sommersfrischler, ob Christ oder Jude, daß vor ihm in diesem Falle einerlei, zur Mildtätigkeit aufforderte und für jede kleine Gabe, und sie waren meistens klein, lange gesühnsvolle Dankesbriefe schrieb und unterschiedslos den Segen des Himmels auf die Weber herabschrie, wandte sich der Kaplan an die Kirchenpatrone und hohen Herrschaften, Gaben heischend zur Ehre Gottes, zur Ausstattung von Kirchen und Kapellen und weiterhin zum Stimmenlauf bei den Wahlen, damit der Glaube, das kostbarste Gut der Armen und Niedrigen, ihnen erhalten bleibe.

Kaplan Schwarzinger war ein junger, zarter, gelbblasser Mann, mit feinen und strengen Zügen, die zuweilen eine erstaunte Demut zur Schau trugen, aber auch von scharfer Beobachtung zeigten. Seine lichtblauen Augen standen etwas hervor und erschienen in ihrem Glanz wie facettiert, so daß man, wie bei Inktenaugen, glauben konnte, sie sähen nach allen Seiten. Er hielt sie meistens gesenkt. Sein Organ war schön und volltonend. Er galt als ausgezeichneter Prediger, obwohl seine Ausdrucksweise für das Verständnis der Mehrzahl seiner Pfarrkinder zu hoch war, die außerdem an den schlichten, oft mit Humor durchsetzten Vortrag ihres Pfarrers gewöhnt waren. Die Damen unter den Sommersfrischlern aber schwärzten für den Kaplan und bei den Torschönen war er als Beichtvater bevorzugt.

Diese beiden grundverschiedenen Menschen konnten sich naturgemäß schlecht vertragen und waren doch verurteilt, miteinander zu leben. Der Kirchenpatron ernannte in Übereinstimmung mit der Diözese den Kaplan, der Pfarrer aber mußte ihn als seinen Gehilfen bezahlen und verköstigen.

Sie wohnten und aßen zusammen, predigten und lehrten in derselben Gemeinde, der eine tröstend, der andere bedrohend, beide nach den Vorschriften der Kirche und doch jeder mit der Seelsorge des anderen unzufrieden, bei den Vorgesetzten Klage darüber führend, vor der Welt aber Einigkeit und Liebe heuchelnd.

Der Pfarrer war früher als der Kaplan erschienen und steuerte dem Honoratiorentisch entgegen. Er beantwortete

die Grüße von links und rechts mit vertraulichem Nicken, hier und da ein Wort lancierend, eine Bemerkung hinversend. „Grüß d' Hand, Hochwürden,” sagte ein hübsches junges Weibchen, sich von ihrem Blas erhebend. Er machte Halt vor ihr.

„Grüß Gott, Annamirl,” rief er, sichtlich erfreut sie zu sehen, und mit der Hand winkend: „Sizzen bleiben, sizzen bleiben. Na, wie geht's denn allerweil?”

„Dank für die Nachfrage, Hochwürden, es tuat's schon.“

„Schön, schön, bei dem Wievielsten fan wir denn jetzt?“

„Aber Hochwürden, dös müssen's doch wissen, wir haben ja nur den oan.“

„Ja, ja, richtig, nur den oan, den — wie heißt er denn g'schwind? —“

„Hochwürden haben ihn ja selber gelauf, der Schorschel is.“

„Ja freilich, der Schorschel! Na Annamirl, und wann tanzen wir's Zweite?“

Sie lächelte verschämt; „i moan, 's wird nit mehr lang dauern.“

„Bravo, das is a Red.“ „Aber,” er drohte ihr schelmisch mit dem Finger, „Annamirl, das sag i Dir, das muß jetzt a Maderl sein.“ Alle lachten und die Annamirl am meisten.

Der Bürgermeister kam eilends heran, um den Herrn Pfarrer an seinen Platz zu geleiten.

Leone setzte sich mit breiter Behaglichkeit, daß der Stuhl krachte, und tat nacheinander dem Bürgermeister und dem Gemeindesekretär Weiseid, die ihre frischgefüllten Gläser ihm hinhielten. Er freute sich seiner Popularität und war in rosigster Laune. Und als der Herr Steuereinnehmer, der nicht sein Liebling war, weil er's mit dem Kaplan hielt, nicht ohne Absicht nach diesem fragte, lachte er fröhlich: „Is er noch nicht da? — so, so, den haben s' halt wieder oben im Schlüssel behalten; die Frau Fürstin hat ihn nach der Predigt gleich mitgenommen in der Equipage, bei ihr is er gut aufzuhoben.“

Der Steuereinnehmer sprach die Befürchtung aus, der Kaplan könne sich bei den Herrschaften verspätet.

Der Pfarrer drehte die Daumen vergnügt ineinander: „Möglich, möglich.“

„Am End kommt er gar nicht,” sagte der Steuereinnehmer.

„Das wär schad,” bemerkte der Pfarrer mit erheucheltem Bedauern.

Mandl, die schöne Kellnerin beim „Roten Mössel“, kam herzustützt, um sich nach den Befehlen von Hochwürden zu erkundigen und ihm die Hand zu küssen.

„Sapperment, die Mandl hat sich aber heut schön g'macht, lauter Schneckerln am Kopf,” scherzte er, ihr die Hand zum Aufz hinhaltend.

„Alles Natur, Hochwürden, da kann ich doch nix dafür.“ Er blinzelte ihr mit den Augen zu. „Wenn eine sauber is, braucht's kein Ausreden. Na, Mandl, wie stehts denn mit dem Getränk?“

Sie riet zu einem roten Tiroler, der ihm schmecken würde.

„Aber heut is wohl das Bier auch zum Trinken?“

„Na wär nit schlecht, am Stirtag, Hochwürden, das wissen's eh.“

„Na also, da kann ich doch nicht vorher — Bier nach Wein, das lasse sein,” zitierte er mit schlauem Schnunzeln.

„Aber Wein nach Bier, das rat ich Dir,” ergänzte feinflich die Mandl.

Allgemeines Gelächter, in das der Pfarrer mit einstimmte. Die Mandl hatte dem Schenkubben ein Zeichen gegeben, daß er dem Pfarrer das Bier bringe, sie stürzte in die Küche. Sie hatte es heute pressant. Das Essen war eben fertig und von allen Seiten wurden diesbezügliche Wünsche ihr zugerufen. In der Küche

stand die Nöchin an dem überhüpten Herd, ihr zur Seite eine Anzahl neuangeworbener Hilfskräfte, die mit nichts Bescheid wußten und ebenso rat wie ratlos waren. In den großen Pfannen lag das Schweinerne in prasselndem Fett, in den Töpfen dampften die Knödeln. Auf den Tischen aber lagen Berge von Kuchen und mächtige, kunstvoll verzierte Torten standen umher, von Fliegen schwarz überdeckt.

Es war der große Moment der Aufführung. Und da gab es ein Laufen und Schreien, ein Getue voll Überhast, ein Fallenlassen und Aufheben, Klappern, Klirren, Schelte, Rüffle und dazu einen Wirt, der mit zornsprühenden Rüstern unter fortwährenden Explosionen wie ein mit Pulver gefüllter Frisch dazwischen herumsprang. Das schrille Kommando der Mandl beherrschte allein dieses Chaos.

Der Schweinebraten mit Kraut war ausgeteilt und auch schon verschwunden, jetzt kam das Hirschene mit Knödeln daran.

Nach dem Sturm glätteten sich die Wogen. Die Musikanten, die ebenfalls gegessen hatten, saßen wieder auf der Estrade und pugten ihre Mundstücke. Die Paare flütteten in den Tanzsaal zurück, der Tanz begann auf's neue.

Mandl hatte sich erschöpft an der Tür in einen Stuhl geworfen, um einen Augenblick zu verschlafen, da sah sie Peter einige Schritte vor sich stehen, die Maridai an der Hand.

Seit einer Stunde hatte sie vergeblich nach ihm ausgeschaut. Seit Tagen redete sie ihm zu, wo sie ihn sah, den Stirtag nicht zu verfeinern; er sagte nicht ja, nicht nein, hatte nur seinen Scherz mit ihr. — Jetzt war er also doch gekommen, wie sie das freute. Sie war ganz vernarrt in ihn, weil er so was Besonderes an sich hatte. Und wie frisch er heut aussah in der Ledershose, mit den nackten Knien, dem weißen Hemd, dem breiten Ledergurt um den schlanken Leib. Sie kannte das Stück, der Hödelmoser hatte sich öfter damit als einer ererbten Rarität gebrüstet. Peter hatte sich wohl den Gurt und das ganze Gewand von ihm ausgeborgt.

Aber mit wem war er denn da?

Wer war denn das junge Dirndl, das sich so fest an ihn lehnte, als tät's umfallen, wenn er ihr von der Seite ging? Jetzt erst erkannte sie sie. — „Das Gasser Madl, o je! Da hat er sich was Saubres ausg'sucht. No ja, is ja sein W'schwesterkind oder so was!“ Das rote seidne Tüchel, das sie trug, stach ihr in die Augen. „Das hat sich die ihr Lebtag nicht selbst gekauft, das hat er ihr halt spendiert.“ Sie neidete es ihr und konnte sich doch nicht verhehlen, daß es ihr gut stand, und daß in dem jungen Gesicht etwas Goldes lag, ein Gemisch von Schüchternheit und Glückseligkeit, von Zagen und Erwartung. Als sie sie so musterte und bemerkte, daß auch andere nach ihr hinsahen, röteten sich ihre Wangen im Zorn.

„Der Fratz,” murmelte sie, „möchst auch schon was sein? aber wart, dir werden wir's zeigen.“

Sie rannte hinaus und über die Holztreppe nach ihrem Stübchen in der Mansarde. Eiligst ordnete sie ihr brauses Haar mit Madelu und Kämminchen, setzte ihren frischen Tirolerhut auf mit dem buschigen weißen Adlerflaum, rückte ihn fest auf die eine Seite, es stand ihr pitant, steckte einen Buschroten Nelken born in das Nieder und stellte sich dann vor den Spiegel. Sie lächelte, sie war zufrieden.

„Du kaufst suchen, da find'st keine Zweite, mein lieber Peterl — gibts nicht.“ Und jetzt raste sie wieder die Treppe hinunter in den Tanzsaal, ihn, für den sie sich schön gemacht, mit den Augen suchend.

Aber er war schon eingereicht und führte sein Mädel wie die anderen auch, den Arm um den Leib gelegt, mit der Linken ihre gehobene Hand an sich drückend, die Mühe hatte, seinen Hals zu erreichen.

„Du Tepp, hast nit auf mich warten können,” rief sie ihm ganz laut zu, als er an ihr vorüberzog.

Gottlieb, der bei der Maridai das Fensterlin aufgegeben hatte, kam auf die Mandl zu. Er sah grimmig drein.

„Was schaust Du dem Falotten nach? Mit dem hast Du fa Ghr auf. Willst? dann tanzen wir miteinander.“

Sie nickte ihm zu, von einem plötzlichen Gedanken geleitet.

„Ja, wir tanzen miteinander und wir singen auch miteinander,” rief sie übermütig. Sie waren berühmt im Wechselgesang und hatten zum Mandl vieler schon manches boshaftes G'stanzl zum besten gegeben.

Sie sprangen sofort in die Reihen der Tänzer, die einstweilen nur im Schritt paarweise hintereinander hergehend, die landläufigen Bierzeiligen sangen und dazu in die Hände拍schten. Jetzt stellte sich der Schornsteinfegermeister Brantl, der Maitre de plaisir von St. Bonifaz, der heute das Tanzarrangement übernommen, in die Mitte und sang zu kommandieren an:

„Dirndl in d' Witten!“ brüllte er.

Diese verließen ihre Tänzer und, sich an den Händen fassend, bildeten sie einen engeren Kreis, während die Männer wild aufstampfend sie mittanzen. Die Dirndl begannen im Chor ihre Bierzeiligen:

„Schant's nur die Buab'n an,

„Wie sie so pafig tan,

„Stecken die Köpf in d' Höh

„Wie d' Hahner, wenn's krahn.“

Worauf die Buaben im Takt in die Hände拍schend und den Kreis um die Dirndl immer enger schlließend, erwiderten:

„Wih't's warum's pafig tan,

„Weil's bei die Henderln san

„Und dort viel Arbeit han.

„Kiferifil!“

„Kiferifil!“ fröhle es im ganzen Saale und wollte schier kein Ende nehmen, von den fernsten Ecken kam es zurück, Kiferifil bis ein neues Kommando erscholl. „Dirndl umidrahn!“ Es geschah mit einem Ruck. Zug in Zug standen sich die Paare gegenüber. Sie umschauten sich und wirbelten durch den Saal. Als sie zur Ruhe gekommen wieder hintereinander herschritten, begann der Wechselgesang. Gottlieb sang an, mit einem schmachtenden Blick auf die Mandl:

„Du herzig's schön's Dirndl,

„Mei Himmelsschlüssel,

„Steh auf von Dein' Betterl,

„Laf mi eini a bissel.“

Worauf die Mandl mit sprühenden Augen in ausgelassenstem Ton sofort erwiderte:

„Du mei herziger Schab,

„In mein Bett is fa Blas,

„In mein Bett hast fa Ruah

„Da schlafst a anderer Buia.“

„Bravo, Mandl!“ schrien die Umstehenden. „Bravo!“ Mandl in wildem Neubruch hatte Peter einen herausfordernden Blick zugeworfen und ihn mit dem Finger bezeichnend, sang sie mit kokettem Blinzeln:

„Dös is a Dasiger,

„So a viel W'späfiger,

„Ma was nit recht, is ma ihm z'blöd

„Zut ma ihm g'fall'n oder g'fallt ma ihm nöt.“

Worauf Peter schlagsfertig extemporierte:

„Willst Schäferl, daß i Dir beicht,

„Dein Segen gabest mir leicht,

„Vielleicht gabest mir no was dazu,

„Aber i frag Dich, Madl, wozu?“

Ein allgemeines Gelächter brach los. Die Dirndl strampelten vor Vergnügen, sie gönnen's der Mandl. Die lachte mit, innerlich war sie wütend, weniger über das harmlose G'stanzl als über das boshafte Lachen der Madeln, aber

sie wollt sich's nicht anmerken lassen und als Brantl jetzt kommandierte: Reihen lösen, zum Tanz! sprang sie Peter an den Hals. Er fasste sie um die Taille und sie wirbelten durch den Saal. Maridai sah ihnen nach wie versteinert.

Sie stand den Tanzenden im Weg und wer weiß, was geschehen wäre, hätte nicht Gottlieb sie an der Hand gefasst und beiseite gezogen.

Lange und hastig sprach er in sie hinein. Sie ließ ihn reden, sie verstand ihn nicht, sie sah nur immer den beiden nach. Als sie endlich näher kamen, riss sie sich von Gottlieb los.

„Lass mi geh'n -- i mag Di nit," schrie sie und als Peter und Mandl vorübersausten, sprang sie ihnen nach. Sie wußte nicht, was sie tat. Sie drang durch das Gewühl und stellte sich ihnen entgegen.

„Hebt ist's genug!" rief sie. Sie hatte die Mandl beim Stockzettel erwischt und hielt sie fest.

Die also Angesallene prallte zurück, die Nachfolgenden stießen in sie hinein, stolpern, stürzten und rissen im Hall noch andere mit sich.

Eine allgemeine Verwirrung, Fluchen und Lachen, Sichanfrassen und Weitertanzen.

Die Mandl, rot vor Zorn, schien nicht übel Lust zu haben, sich an der Nebeltüterin zu vergreifen. Peter trat vermittelnd dazwischen: „Der Zusammenstoß sei nicht beabsichtigt gewesen und es sei ja auch nichts geschehen.“ Als aber Mandl sich nicht beruhigen wollte, ergriß er die Hand der Maridai und sagte nicht ohne Manheit: „Komm, wir gehen.“

„Schick sie allein nach Hause,“ entschied Mandl, „Du bleibst.“

„Ich bin mit ihr gesommen, ich geh mit ihr.“ Nasch schritt er mit ihr dem Ausgang zu.

Aber dort gab's eine Stauung. Neue Gäste waren angekommen, hohe Gäste.

Der Wirt rief nach der Mandl, es klapperte wie Gisseruf. Sie rückte ihren Hut zurecht, der in der Höhe des Gesichts sich verschoben hatte, und stürzte herzu. Andere taten dasselbe, Peter versuchte vergebens, sich durch den Knauf hindurch zu winden. Er hatte Maridaus Hand ergriffen und merkte, daß sie zitterte und als er sie ansah, lag etwas so tief Unglückliches in dem jungen Gesicht, das von Tränen förmlich über schwemmt war.

Diese Verzweiflung einer Albernheit wegen wirkte auf seine Lehmuskeln, aber er unterdrückte den Reiz und legte die Stirn in Falten.

„Was war denn das für ein Unsinn, sag mir nur --“

„Ich konnt's nicht mit ansehen --“ stoßweise kam es von ihren Lippen.

„Was?“

„Daz Du mit der -- o die, die ganz Schlechte, die!“

„Ich steh wohl unter Deiner Aufsicht hier?“ —

„Ach, es tut mir so furchtbar leid, so --“ ein Tränenstrom ließ sie nicht weitersprechen.

„Na, wenn ich das gewußt hätte“ — er stand einen Augenblick verdutzt, dann lachte er auf und ihr den Hut vor das Gesicht haltend sagte er begütigend: „Ich hab die Schuld, ich allein, aber jetzt sei gescheit — schäne Dich doch, was sollen denn die Leut von uns denken“ — und als sie noch immer schluchzte: „se wart wenigstens, bis wir draufzen sind.“

„Wir gehen wirklich fort?“

„Möcht'st lieber dableiben?“

„Ich möcht' schon.“

„Na dann bleiben wir, aber aufhören mit der Tränenrei.“ Sie nickte bestehend und in den Augen, noch feucht von Tränen, mit denen sie jetzt zu ihm auffab, lag innige Dankbarkeit und ausleuchtendes Entzücken.

Sein Sinn war gewendet, und wie eine junge Mutter, die nur nach physischen Ursachen forscht, wenn ihr Kind schreit, fragte er besorgt: „Gast vielleicht Hunger, möcht' was essen?“

Und wieder nickte sie, und ganz leise und verschämt:

„...g möcht schon, wenn's nit zu teuer kommt.“

„Na also.“ Er war von dieser Lösung sichtlich befriedigt.

Da das junge Volk nach dem Tanzsaal strömte, fanden sie ohne Mühe Platz, und bald stand ein Teller mit Bratenresten und ein Glas Bier vor ihnen und sie aßen aus einem Teller und tranken aus einem Glase und es schmeckte ihnen vortrefflich. Die Maridai wurde ganz aufgeräumt und beantwortete die scherhaftesten Fragen ihrer Umgebung mit naiver Fröhlichkeit.

Die Neuankommenen waren der Fürst, die Fürstin und eine junge Baronin, die als Gast bei ihnen weilte. Die Honoratioren bewilligten sie unter Beugen und Neigen und geleiteten sie zu dem Extratisch, den der Herr Kaplan, der mit ihnen gekommen war, dienstbefüllt bereit für sie hatte aufstellen und decken lassen. Die Damen lächelten huldvoll nach allen Seiten. „Die Fürschteus,“ wie die Bonifazier sie nannten, waren ziemlich populär, sogleich malen sie gar nicht stolz waren.

An schönen Sommernachmittagen saß Seine Durchlaucht oft Stundenlang in der Bildenvielanbe vor der Haustür des „Roten Mössel“, trank gaudig das schlechte Bier und ließ sich vom Wirt und der Kellnerin die Neuigkeiten von St. Bonifaz erzählen, und die Fürstin ließ stets ihre Equipage halten, so oft sie vorbeikam, verhandelte mit der Wirtin, gab Aufträge, machte Bestellungen und erkundigte sich nach den Kindern. Aber wenn Seine Durchlaucht hente, wie immer in St. Bonifaz, in der Jägertracht erschien, die diese prachtvolle Gestalt mit dem großen grämmierten Bart vorzüglich kleidete, so hatten die Damen sorgfältig Toilette gemacht. In lichter Seide rauschten sie einher, mit großen Federhüten und langen Handschuhen, Brillanten am Hals und in den Ohren.

Die Fürstin, „schon etwas übertragen“, wie die unglaublichen Bonifazier behaupteten, war gleichwohl eine sehr temperamentvolle Dame, die sich den Sommer über auf ihrem Schlüssel entschließlich langweilte. Seit dem finanziellen Zusammenbruch fehlte es an Huldigungen und jeglichem Amusement und sie nahm beides, wo sie es kriegen konnte. Von bürgerlicher Abfahrt, sonnte sie sich mit Wollust an den Ehren, die ihre jetzige Stellung ihr zukommen ließ, und das bewundernde Staunen selbst dieser ländlichen Damen ergötzte sie mehr, als sie sich eingestehen wollte.

Auch die höchsten Stände müssen sich öfter dem Volke zeigen und nach ihrer Meinung schmeichelte nichts diesen Leuten so sehr, als wenn man sich herabläßt, ihr Vergnügen zu teilen.

Die Wahlen waren außerdem vor der Tür und der Herr Kaplan halte ihr von einer Mission gesprochen, die sie zu erfüllen habe. Der Gedanke hatte etwas Belebendes.

Sie war lustig und neugierig, und ihre Begleiterin war in derselben Stimmung. Beide trösteten den Wirt, der in Verzweiflung eingestand, daß das Schweinerne aufgegessen sei bis auf die Knochen und vom Hirichenen sei auch nur mehr das Rippelet übrig.

Sie zeigten sich entzückt von der Torte, welche die Mandl vor ihnen auf den Tisch stellte. Ein wahres Kunstwerk! Die Fürstin wollte auch gleich das Rezept davon haben. Der Fürst lobte den Wein und sie aßen und tranken und plauderten, entzückt von allem, was sie umgab, am meisten von sich selbst und ihrer Wandlungsfähigkeit.

Als aber jetzt die Blechmusik, die eine zeitlang geschwiegen, mit einem Girer einsetzte, fuhr die jüngere Dame erschreckt zusammen.

Die Fürstin lächelte. Sie war seit Jahren an die Musikkapelle der Bonifazier gewöhnt und sie trieb den Heroismus so weit, daß sie ihrer Begleiterin den Vorschlag machte, an der Saaltür Platz zu nehmen, von wo sie dem Tanze zu-

sehen könnten. Durch ihre langgestielten Corpions musterten sie die Paare, die wieder singend und schlürfend hinter einander hergingen, um sich dann umschlingend im Tanze zu drehen.

„Sehen Sie sich diese zwei an,“ flüsterte die Baronin der Fürstin zu. Und auf ihre Gegenfrage, welche sie meine: „Nun den schlanken Schwarzen, mit dem intelligenten Gesicht, der das blühende Dirndl führt, das blonde.“

„Ich kenne sie nicht,“ erklärte die Fürstin. „Vielleicht keine Hiesigen . . . keine echten Bonifazier, meine ich.“

„Die kleine hat einen gewissen Charme.“ „In seinen Bewegungen liegt eine Kraft, eine Anmut.“

Die Fürstin lachte. „Sehen Sie nur, wie sie zu ihm ausblickt, dieser schüchterne Ausdruck von Verliebtsein - ich bitte Sie - das ist ja lästlich.“

„Sie kann sich auf ihren Tänzer schon was einbilden.“

„Er blickt ja auch recht wohlgefällig auf sie herab.“

„Aber zugleich überlegen ich möchte wissen.“

„Wer die sind? Das werden wir gleich erfahren.“

Sie winkte den Kaplan herbei, der unweit von ihnen mit seinen Ansekten den Saal durchschweiste.

„Das ist die Gasser Marie, mein Weichtind,“ beantwortete er die an ihn gestellte Frage. „Ein recht einfältiges Mädchen, sie gehört noch nicht auf den Tanzboden, ich werde ihr's auch verbieten.“

Unnütz lag in seinem Ton und strafte das gefällige Lächeln Lügen.

„Und er?“

„Auch ein Gasser, ihr Vetter glaub' ich. Wlan hört nichts Gutes von ihm. Einer von denen, die die Pest in das Volk tragen.“ Die Fürstin wandte sich erschrockt um: „die Pest? Wie meinen Sie das, Herr Kaplan?“

„Nun, ein Nihilist, ein Goiteslängner, Sie wissen Durchlaucht, einer von denen, die an allen Elend heutzutage die Schuld tragen.“

„Sie halten ihn für einen gefährlichen Menschen?“

„Um so gefährlicher, weil er als Agitator unter der Landbevölkerung auftritt.“

„Im Tanzlokal wird er wohl nur dieser kleinen gefährlich werden,“ spöttelte die Baronin, die zu den Modernen gehörte.

„Mich interessiert er durch seine Haltung als Tänzer und da jetzt ein Steirischer angestellt wird, möchte ich ihn sehr gern dabei als Vorführer sehen.“ Der Kaplan zuckte die Achseln und entfernte sich ostentativ.

„Sie haben ihn böse gemacht,“ flüsterte ängstlich die Fürstin.

„Ach was, in der Kirche unterwerfen wir uns willig, aber hier soll er uns den Spaß nicht verderben. Sind Sie nicht auch der Meinung? Uebrigens muß ich gestehen, daß ich schon längst einen von dieser Sorte, so einen veritablen Nihilisten kennen lernen wollte.“

„Ich auch,“ lispelte die Fürstin, sich schen umgehend, ob der Kaplan nicht in Hörweite sei. Er war verschwunden.

„Nun also!“ lachte die Baronin, die sich sehr unternehmend fühlte.

„Dann wollen wir doch gleich, wenn Sie erlauben?“ Auf ein zustimmendes Nicken der Fürstin wendete sie sich an den mit dem Abzeichen des Ausschusses dekorierten Rauchfangscheerermeister, der, zum Cavaliere servante bestimmt, den Damen zur Seite stand, und beantragt wurde, Herrn Gasser zu bitten und zwar in ihrem Namen, bei dem Steirischen den Vorführer zu machen. „Nach dem Tanze, dann --“ Fragend wendete sie sich an die Fürstin.

„Dürfen Sie ihn dann uns vorstellen,“ ergänzte diese huldvoll. Über sie berente sofort.

"Ach fürchte, wir sind zu weit gegangen," sagte sie ängstlich.

"Worin? Weil Sie diesen Leuten eine Ehre erweisen?"

"Aber wenn er wirklich!" Sie dachte an die Wahlen und es würde ihr siedend heiß bei dem Gedanken, ein saur pas könne nicht Stimmenfang, sondern Stimmenverlust bedeuten und ihre Mission wäre kläglich gescheitert. Sie wollte den Rauchfangkehrermeister wieder haben. Aber da kam dieser auch schon zurück mit kläglicher Miene und der großen Geste der Desperation, die schon von weitem den Misserfolg kündeten.

"Da kann man nix machen, gnädigste Durchlaucht, er will nit."

"Was will er nicht?" fragte die Baronin scharf.

"Er will nicht tanzen, überhaupt nicht," sagte er, hat er g'sagt," stotterte Brantl. "Er kann's halt nicht," fügte er entschuldigend hinzu.

Die Fürstin erhob sich: "Wir verzichten." Sie dachte nur daran, fortzukommen, so rasch als möglich, um weiteren Taktlosigkeiten zu entgehen. Der Fürst trat auf sie zu.

"Diese Sitz, die Ausdünstung," flüsterte sie, "ich bitte Dich, laß uns gehen!"

Der Kaplan hatte die Herrschaften bis zum Wagen geleitet. Er nickte und grüßte und die lächelnde Grimasse lag noch auf seinen Bügen als er dem Wagen nachsah, der durch die unbelichtete Straße rasch in die Nacht hinausfuhr. Als er das Haus wieder betrat, war seine Haltung verändert, wie seine Miene. Die Zähne waren zusammengebissen, die Zornesader war mächtig angeschwollen.

Da unten in der Schwenke saßen die Kleinmeister und Kleinbauern, aber auch manche von den Oberen, denen es im Saale zu heiß geworden war.

Hier war man ungejürgt. Es wurde gelacht, getrunken und gestritten, und die Trompeten lärmten in gedämpfteren Tönen die Begleitung dazu.

Als der Kaplan eintrat, wurde es still. Heimliches Missbehagen ergriff die Gesellschaft, als er unter ihnen Platz nahm und ein Viertel Wein bestellte. "Ganz leutselig bat er indes, sich nicht stören zu lassen, aber es werde sie vielleicht freuen zu hören, daß die hohen Herrschaften sich so befriedigt geäußert hätten über den schönen Kirchtag, und wie fein und gesittet es zugehe, gar nicht wie in früheren Jahren."

"Wo immer g'rafft worden is," unterbrach der Kirschbauer, "aber wartens nur Hochwürden, das kommt noch."

Alle lachten.

"Ich will nicht hoffen."

"Was wär denn dabei -- bei an Kirstag darf man nit so übelnehmerisch sein."

"Ich bin nur froh, daß die Herrschaften z'streden waren," bemerkte der Rauchfangkehrer weiter, der für einen Moment heruntergesunken war, um auszuschnaufen und als Ausschluß das Kompliment für sich in Anspruch nahm, "ich hab schon g'sürcht, die Frau Fürstin wäre beleidigt g'vejen."

"Weshalb beleidigt?" fragte Hochwürden.

"Na wegen dem Gasser."

Dem Kaplan gab's einen Ruck, ohne sein Zutun war das Thema angeschlagen worden, das er wünschte, der Name des Mannes ausgesprochen, den er bereits hörte, vor dem er warnen, den er unschädlich machen wollte.

"Was hat er getan? Reden Sie."

"Eigentlich nix. Die Fürstin hat wollen, er soll Porträts bei dem Landler sein, und wenn er fertig is, soll er ihr sein Buckerl machen und sich ihr vorstellen. --"

"Das ist nicht möglich, wiederholen Sie so was nicht, es ist nicht wahr."

"Meiner Seel, Herr Kaplan," beteuerte der Ausschüssermann, "aber er hat ja nit wollen, der dumme Kerl, er wär' müd, hat er g'sagt. Da

gibts keine Müdigkeit vorzuhaben, sag' i, wenn die Herrschaft will, Du sollst tanzen, dann mußt Du tanzen. Aber da lachte er und meinte, wenn ich den Herrschaften einmal was vorläng, dann wird's bei einer anderen Gelegenheit sein." Die Bauern lachten, die Antwort schien ihnen zu gefallen.

Der Kaplan war blass geworden. "Sie haben das der Frau Fürstin gesagt?"

"Wewahr', ich hab' die Antwort schon fein präpariert, aber g'schmeckt hat's ihr doch nit, sonst wär's nit so wegn'stirzt, wie a ang'schoß'ne Gas."

"Die Frau Fürstin faunte den Mann wie kennen ihn und wir wissen, was wir von ihm zu erwarten haben."

"Ich kann Euch's am besten sagen," erhob der Postmeister seine weinumflorte Stimme, "schwarz auf weiß kann ich's Euch beweisen, was das für ein durch und durch schlechter Kerl ist, er ist abonniert auf die Wiener Arbeiterzeitung."

Einige lachten, andere riefen "Psui!"

"Gehört ein solcher in unsere christliche Gemeinde?" fragte der Kaplan in dem tiefen Ton sittlicher Entrüstung. "Gehört er nach Sankt Bonifaz?"

"Na, schon g'wih nit," riefen die Bonifazier.

"So werst's ihn raus!" schrie der Mathias Gasser vom nächsten Tisch herüber, "i hilf eng dabei."

"Wie können wir ihn denn rauswerfen, wenn er ein gebürtiger Bonifazier is, und hier Grund und Boden besitzt?" riefen einige zurück.

"Seit hente mittag besitzt er ihn nicht mehr," bemerkte schmunzelnd der Gemeindesekretär, der das Gymnasium absolviert hatte und den sie hier respektvoll Herr Doktor nannten. "Und das neueste, was ich Euch mitteilen kann, ist —" er machte eine Kunstpause, um sich an der allgemeinen Spannung zu laben, und fuhr dann jede Silbe betonend fort, "daß Peter Gasser seinen Grund und Boden heute verkauft hat — glänzend."

Eine Erregung, die sich in einigen Ausrufen der Entrüstung Luft machte, bemächtigte sich der Anwesenden. Der Mathias aber schrie wie besessen:

"Was wär' denn das — das gibts nit — das gilt nit — i hab' ihm bereits ein Angebot g'macht — i bin sein Verwandter — i hab' die Vorhand!"

"I hätt' ihm den Steinbruch auch abkaufst," versetzte der Maurermeister, "viel is er nit wert, aber was ein anderer gibt, gib i a."

"Ich sagte: glänzend verkauft," betonte noch immer schmunzelnd der Sekretär.

"Was heißt denn das!?"

"Das heißt, daß er zehntausend Kronen dafür bekommen hat."

Eine sprachlose Entrüstung bemächtigte sich der Anwesenden, sie schnappten förmlich nach Luft.

"Verkaufst — wirklich verkauft," lallte Mathias. Er zitterte am ganzen Körper.

"Der Peter ist mit dem Käufer, es ist ein Wiener Herr, schon am Vormittag zum Notar gefahren, zum Kontraktmachen. Er ist wohl schon unterschrieben."

"Das is Betrug!" brach Mathias in einem Schrei heraus.

Diese Bezeichnung fand ein Echo, die Bonifazier hatten die Sprache wiedergefunden.

Ein Geschimpfe brach los, bei dem die Worte Schuft, Bagabund die zartesten waren.

"Ein Buchhänsler!" schrie der Mathias außer sich, und als man fragend ihn ansah, bekräftigte er's. "Ja, ja, so is' — i hab's nit sagen wollen, es is ja ka Ehr' für mich, aber — bei Gott, es is, wie ich Euch sag', er ist aus dem Gefängnis direkt hierher gekommen."

"Nit möglich — der Peter — im Gefängnis!" Trotz aller Voreingenommenheit gegen den Menschen, der sie ökonomisch geschädigt hatte,

wirkte es doch überraschend. Der Kaplan aber, der bisher sich ruhig und beobachtend verhalten, sagte mit Würde und Überlegenheit:

"Jetzt ist uns alles klar geworden, meine Herren, ich hoffe, Sie werden danach zu handeln wissen."

Fortsetzung folgt.

## Satirische Dichtung der deutschen Renaissance.

Von Ernst Kreowski.

(Schluß.)

**B**ortresslich und auch noch auf die Wegewart passend, ist der Abschnitt: "Die Wolfspredigt". Da erzählt der Dichter, die Gänse hätten einen Bund gemacht, dem Wolf nicht zu trauen, weil er es doch nur auf ihr Leben abgesehen habe. So blieben sie vor seinen Verfolgungen sicher, bis er auf eine List geriet, durch welche sich die Gänse betören ließen. Er sagte natürlich: sie sollten nur ihre Furcht aufgeben, denn er wolle Priester werden. Die Gänse gingen in die Kirche und hörte ihm andächtig zu, bis er den Kiegel schwob; da mussten sie alle drin bleiben, bis er sie alle aufgesessen hatte. Wer jetzt fährt Murner fort, Kaiser, König oder sonst Negent zu werden wünscht, der macht es wie der Wolf: er gibt gute und süße Worte, bis er alle Gänse gefangen hat. Vor der Thronbesteigung können sich die Fürsten und Herren so züchtig gebärden, als ob sie lauter Engel wären. Haben sie aber einmal die Macht, dann lassen sie die Maske fallen und setzen Unstreute ein, die das arme Volk bedrücken. Daher soll man keinem Herren glauben; sie vergessen gar leicht, was sie versprochen haben.

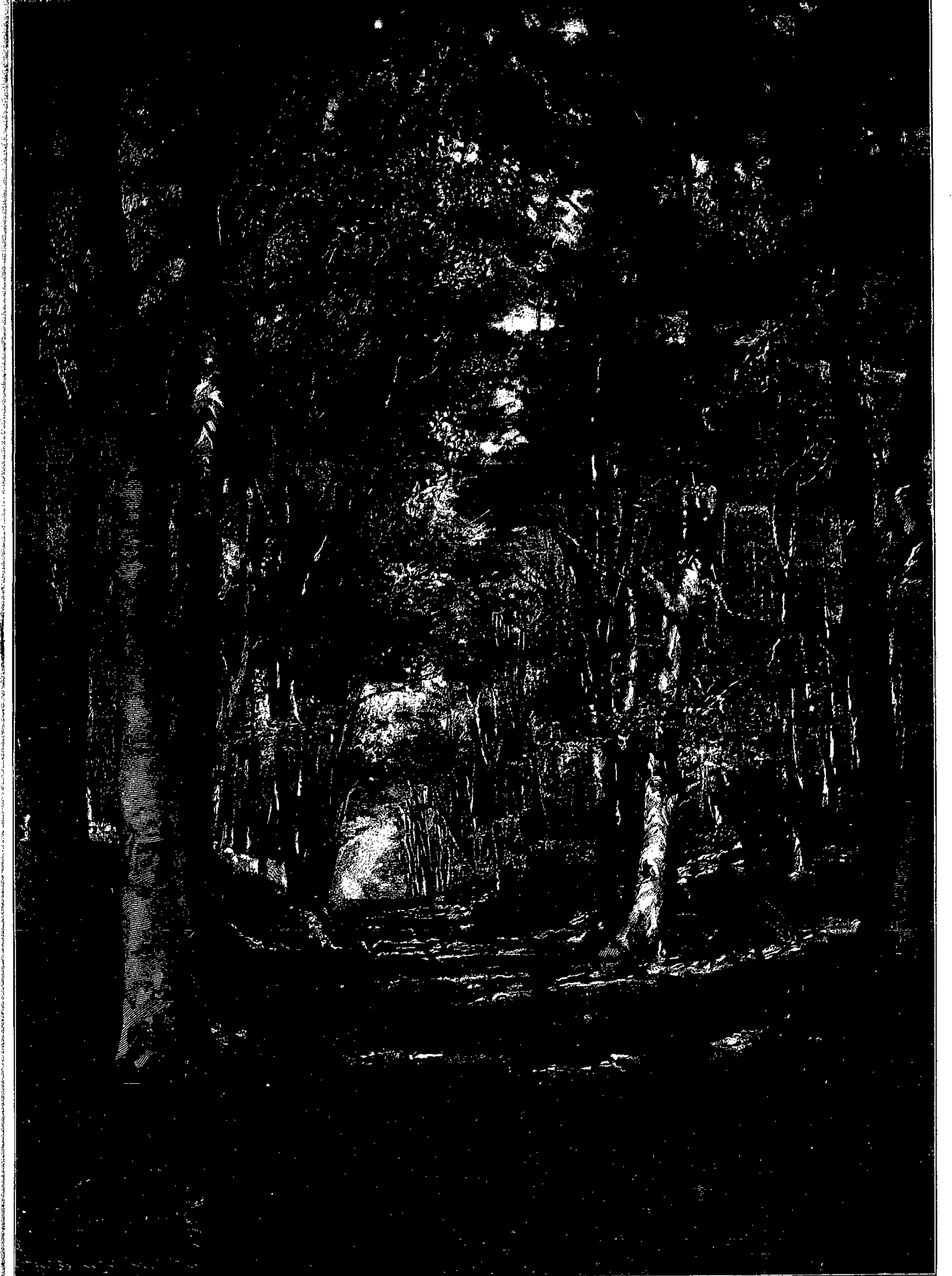
Noch derber und rücksichtsloser als in der "Narrenbeschwörung" ist in der "Schelmenzunft" die Verdorbenheit der Sitten und Zustände darstellend. Die "Schelmenzunft" ist, wie schon ihr Name besagt, mehr bestimmt, die Schelmen, den Lenz und Trutz der Menschen als ihre Törheit zu züchtigen. Ihrer sind ungähnliche. Auf die Juristen zielen folgende Verse:

Es ist ein Wolf, das seind juristen.  
Wie seind mir das so seltsen Christen!  
Sie thunt das recht so spitzig bügen  
Und künnets, wo man wil, hin fügen.  
Coder, loder, decetral usw.

Ferner begegnet man dem "Schlackfresser", der sein Erlerntes wieder aufzehrt, dem "Drechrüttler", der alte, längst vergessene Schande wieder auffrüht und damit neuen Streit verursacht; dem "orenmelker", der den Leuten sagt, was sie gern hören; dem "Geltner zuorue", d. h. der hinterrücks Geschenke annimmt; dahin werden auch die Fürsten gerechnet, die das Recht verkaufen. Ferner sind da: der "Schmackbrettl" (Schnaröder); zwei alte weibliche Löstermäuler, der "Grobian" und der "Zungenfleifer", d. h. Schmeichelsredner; "der onnüs vogel" oder Wiedehopf, der sein eigen Nest befindet; der "Achselentrager", der "Federleser" oder Augendiener u. a. m.

Endlich nennen wir noch "die Gäuchmatt (Kuckucks- oder Narrentwieze) zuo straff allen wißischen mannen". Die Gäuche, die in dieser Satire durchgezogen werden, sind, wie der Titel sagt, die weiblichen Männer, d. h. die sich von den Weibern äffen und gängeln lassen. Die Fassung ist die, daß alle diese Gäuche, samt ihren Gäuchinnen, unter der Herrschaft von Frau Venus auf einer Wiese bei Basel versammelt werden und hier unter geschworenen Artikeln und besonderen Freiheiten eine Zunft bilden, deren Kanzler Murner selbst ist. Auch in dieser Satire bleibt die Geistlichkeit nicht ungeschoren.

Johann Fischart (1550—1589) ist fraglos der größte Dichter, der menschlich wie



August Kable: **Waldweg.**

Photographie und Druck von Georg Günther in Düsseldorf.

geistig, vollendete Ausdruck des deutschen Renaissancezeitalters, wie Rabelais es in Frankreich war. Unter seiner Hand verallgemeinerte sich die Satire, indem sie gegen die dunkelsten Mächte, überhaupt gegen die gesamten Schäden des Mittelalters zu Felde zog. Er ist es auch, der in Deutschland in der großen Dichtung die Palme errang. Ja, und insfern, als er Protestant, also in gewisser Hinsicht noch vorgeschritten als seine Vorgänger war, nimmt der Kampf gegen Rom in seinen Sätzen einen ganz hervorragenden Platz ein. Unter den in poetischer Form abgesetzten und ihm zuverlässig angehörenden Streitschriften ist „die wunderlichste, unerhörtest Legende und Beschreibung des abgeföhrten quartierten, gevierten und vierfleckigen, vierhöreigen Hütlein“ die bedeutendste.

Um nun die Hörner der Teufel zu verdecken, erfindet Satan nacheinander vier Kopfsbedeckungen. Aber weder Mönchskapuze, noch Bischofshut, noch päpstliche Tiara vermögen auf die Dauer zu verhindern, daß man die Teufel als solche erkenne. So erdenkt denn der Höllenfürst eine vierte Kopfsbedeckung, das vierfüige Jesuitenhütlein, welches vier Hörner ganz hübsch zu verborgen imstande ist. Er versiert es aus demselben Stoff, aus dem seine eigenen Hosen hergestellt sind, löst das Futter am Feuer wärmen, damit es blutrot werde, bestreicht den Faden mit Bech aus Sodom und Gomorrha und läßt die Nadel von Vulkan schmieden. Und als ob damit noch nicht genug getan wäre, näht er in die vier Hörner alle nur denkbaren Verbrechen ein. Obgleich sie zusammen schon einen solchen Gestank von sich geben, daß die halbe Welt davon frank wird, läßt der Satan zum Überfluß noch über den Hut „ein solchen Scheiß, davon man noch zu sagen weiß“. „Aus diesem Grund“, meint Fischart, sagt man, „die Süter und ihr Gedicht seien des Teufels letzter Furs . . .“ Der Teufelssput vom Jesuitenhütlein hat wirklich etwas Infernalisches, und selbst

der diesem Schriftsteller besonders beliebte Humanismus passt hier gewissermaßen zum Kostüm. Es ist die heitendste, wichtigste und tressendste Satire, die jemals gegen die Jünger Lovolas geschrieben ist. Größeres noch leistete Fischart in den Werken, die weltliche Stoffe behandeln. In ihnen betritt er das Gebiet des Groteskhumors. Es gehören hierher das von echt volksmäßiger Komik übersprudelnde Büchlein:

„Aller Praktik Großmutter“, das den Nutz, den übergläubischer oder betrügerischer Weise die sogenannten Praktiken, d. h. die Kandler, mit Vorhersagungen trieben, in mutwilligen Scherz zieht; das von froher Laune getragene „Podagrammisch Trostbüchlein“ und das bedeutendste seiner Werke: „die Auffenthauerliche ungeheuerliche Geschichtsflickierung usw.“, eine freie Nachbildung des Romans „Gargantua und Pantagruel“ von Rabelais. Es ist darin das Verkehrte, Unförmliche, Abenteuerliche jener Zeit geschildert. In gleichem, aber viel ausgedehnterem Maße benutzte Fischart diese Figur und lieferte ein Werk, in dem er nach Gödekes Ausdruck, „alles zusammen drängte, was an Höhe und Tiefe, Witz und Humor, Scharffinn, treuherziger Naivität, Gelehrsamkeit, aristophanischer Kechheit und keuschem Ernst in ihm lebte. Hier findet man die freieste und gewandteste Benutzung dessen, was die gesamte deutsche Volksliteratur in Lied, Sage, Scherz und Ernst darbietet, eine staunenswerte Fülle von Volksitte und Volksgebrauch, Ortskenntnis, wie sie kaum der Einheimische haben möchte, eine Gelehrsamkeit nach allen Seiten hin, wie sie nur der angestrengteste Fleiß und die schärfste Beobachtung geben, dabei aber eine so leichte, lecke und ungezwungene Verwendung, wie sie nur bei Fischart getroffen werden kann. Wenn Rabelais 180 Spiel zu nennen weiß, so hat Fischart fast 700 in Bereitschaft; wo der Franzose einen Narren in ein Wort sperrt, sperrt Fischart ein ganzes

Narrenhaus in einen Satz, daß dem Leser von diesem wirbelnden Wuseln der Gedanken und Vorstellungen schwindelt. Mit der Sprache ist niemand vertraulicher und zugleich gewaltsame umgegangen, als Fischart; niemand hat mit kindlicherer Sorglosigkeit und Lust Klang an Klang gereiht und mit kälterem Bewußtsein die Wirkungen berechnet, als Fischart in diesen riesenhaften Gebäudef das leider nicht vollende blieb.“ Ins Gebiet volksmäßiger Komik gehört noch die „Flöhhab“, die mit übersprudelnder Fülle von Laune die Leiden der den Menschen plagenden Tierchen schildert, für die Fischart 77 Namen aufwendet. Am bekanntesten ist „das glückhaft Schiff“, ein reines episches Gedicht von wundervoller nachdenklicher Art. Nach geahnt ist Fischarts Stil hundertfach, doch nie auch nur im entferntesten erreicht worden.

Vielleicht steht nur eine Satire unter Fischarts direktem Einfluß, nämlich die Satire der Schillbürger (1597), welche die Kleinstädterei und das Pfahlwirtsgemüth verspottet. Sonst hat die deutsche Satire nach Fischart nicht-Groteskes mehr, oder doch nur hier und da verwandte Blüte. Rollenhausen „Froschmausler“ ist als Abschluß der mehr distastisch als satirisch deutschen Fabel anzusehen. Wolfhart Spannenberg (1570–1637) „Ganskönig“ kann höchstens noch mit Fischarts Flöhhab verglichen werden. Für die Kenntnis des Volkslebens kommen gleichwohl noch eine Anzahl von Satiriker in Betracht, wie Laurenberg, Schupp Pauli („Schimpf und Ernst“), Wickram („Rollenbüchlein“), Gryphius, Vogau, Prätorius, endlich die beiden Klassiker aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges: Moscherosch („Geschichte Philanders von Sittewalt“) und Grimmelhausen (Simplizissimus). Das gewaltige geistige Mingen des Bürgertums gegen Hierarchie und Gewaltherrschaft, die politische und soziale Umwälzung der bisherigen Wirtschaftsordnung: alles das redet aus diesen Schöpfungen.

## Am Galgen vorbei.

Erinnerungen einer Mutter. Von S. A. Sawinkowa.

Nachdem ich den Einlaßschein von Olongren erhalten, fuhr ich endlich in die Festung. Der Gedanke an die verlorene Zeit und an die Aufregung, in welcher mein mich erwartender Sohn sich befinden mußte, quälte mich. Diesmal traf ich einen anderen Wachstoffizier, der mit großem Eifer sämtliche Nahrungsmittel, die ich mitgebracht hatte, untersuchte. Indem er mir erklärte, daß man in diesem Augenblick zu meinem Sohne nicht hineindürfe, knüpfte er mit mir ein Gespräch an. Er sprach von dem Thema, wie unangenehm es den Militärs sei, wenn sich unter ihnen ein Zivilist befindet und wäre dies auch nur ein Verhafteter. Mit einer Handbewegung auf das Fenster zeigend, sagte er:

„Da sehen Sie, das ist doch eine Festung, rundherum von Wasser umgeben, und was für eine Patrouille! und doch ist der nichtswürdige Feldmann ausgebrochen!“

„Warum denn nichtswürdig?“ fragte ich neugierig.

„Ja, freilich! Wird doch der Kapitän seinem wegen zur Festungshaft verurteilt.“ —

Ich hörte seinem weiteren Gerede in voller Hoffnungslosigkeit zu und beobachtete neugierig die Sitten der mir wenig bekannten Leute vom Militär, ebenso die Art und Weise, in welcher sie die für die Gefangenen mitgebrachten Gegenstände untersuchten. War es ein junger Offizier, so untersuchte er verlegen, im Gesicht ganz rot vor Scham über seine Spiegelarbeit. War es aber ein sogenannter „alter“ Soldat, so geschah

die Untersuchung mit großem Eifer und sehr bereitwillig: er betrachtete und beschußfalle jeden Gegenstand mehrere Male. Besonders erinnere ich mich eines grauen, nicht mehr jungen Offiziers. Ihm ärgerte es, daß man den Eingeferkerten Wäsche brachte:

„Ist das eine Verzärtelung! — Auch daß man ihnen Nahrung brachte mißfiel ihm:

„Warum ist Ihr Sohn nicht die Gefängnislost?“ fragte er mich ärgerlich.

„Er kann sich an diese Kost nicht gewöhnen!“ antwortete ich.

„Pah!“ sagte er verächtlich; „ich selbst“ (dieses „ich selbst“ sprach er unvergleichlich) — „ich selbst esse diese Kost mit Behagen, um so weniger hat er sie zurückzuweisen!“

Die gemeinen Soldaten zeigten keine Feindseligkeit. Wenn ich an ihnen vorbeiging, standen sie ehrfurchtvoll auf und nahmen höflich die Mützen ab.

Endlich durfte ich zu meinem Sohne. Er wartete schon lange auf mich: Ich erzählte ihm, was ich alles durchzumachen hatte, bevor ich zu ihm kommen konnte. Er hatte die Nacht schlecht zugebracht und war blaß und still. Als er aber erfahren hatte, daß heute seine Frau kommen werde, wurde er lebhafter und heiterer.

„Wäret ihr beide nur standhaft,“ sagte er, „ich bin zum Sterben bereit und werde dem Tod ruhig entgegengehen.“

„Aber vielleicht wird man Dich nicht zum Tode verurteilen? Vielleicht läßt sich doch der Beweis beibringen, daß ihr drei unschuldig seid.“

Er machte eine wegwerfende Handbewegung und sagte: „Ob es gelingt, das zu beweisen oder nicht — Erbarmen ist von jener Seite nicht zu erwarten. Wozu sonst das Militärgericht? Wozu ist denn Trussewitsch hier?“

Mich beunruhigten seine Zweifel. Ich war selbst sehr aufgeregt, wiewohl ich mir viel Mühe gab, mich zu fassen. — Diesmal dauerte der Besuch kürzere Zeit, dank des grauen Offiziers. Neuerst selbstbewußt trat er in die Zelle und erklärte barsch:

„Der Besuch ist zu Ende!“

Ich umarmte meinen Sohn heiß und lange. Er sagte mir noch, daß am 26. die Gerichtsverhandlung stattfinden werde. Also, nur noch fünf Tage . . .

Von dem Augenblick an, an welchem die Angelegenheit dem militärischen Staatsanwalt überwiesen wurde, erhielt ich die Erlaubnis, den Sohn jeden Tag zu besuchen bis zum Tage der Gerichtsverhandlung. Allein, den Einlaßschein mußte ich an jedem Tage in der Festung holen.

Bald trafen auch unsere Verteidiger ein: außer dem Herrn Schdanow, der mit mir zugleich gekommen war, waren nun hier: L. N. Andronnikow und N. J. Talejew aus Petersburg sowie P. N. Maljantowitsch aus Moskau. Nach ihrem Eintreffen nahm die Sache einen energischeren Verlauf. Die Rollen waren bald eingeteilt und sie arbeiteten alle tatkräftig an der Sache. Die Wahl der Verteidiger erwies sich als außerordentlich gelungen. Der eine ergänzte den andern, und mir fehlten die Worte,

um ihnen meine ehrfurchtsvolle Dankbarkeit auszudrücken. Dies waren nicht nur Verteidiger, sondern wirklich brave, gute Menschen. Sobald sie erfahren hatten, daß mein Sohn zufällig verhaftet worden war, nahmen sie sich der Sache an, als wäre sie ihre eigene und widmeten meinem Sohn alle ihre Zeit, ihre Gedanken, die Kunst gelehrter Juristen und die ganze Kraft ihrer Talente.

Aber die Zeit war kurz und die Verteidiger mußten auch ganz unerwartete Arbeit auf sich nehmen; so z. B. waren eigentlich keiner Weise alle Zeugen, die die Anklage stützen sollten, aufgefunden, dagegen wurden vielen Zeugen der Verteidigung die Vorladungsscheine nicht ausgestellt. Die Verteidiger mußten selbst diese Zeugen aussindig machen und noch andere unfaulbare Arbeit verrichten.

Wir allekehrten im selben Hotel ein. Nun traf es sich, daß daselbst auch das aus Odessa eingetroffene Militägericht Logis nahm, und zwar der Staatsanwalt, der Vorsitzende und der Sekretär. Im selben Hotel logierte auch

mein Sohn. Neben mir lebte ich wie in einem Chaos, es war keine Zeit, sich zu besinnen. Die Besuchsfreier, das Besorgen der Nahrungsmittel für die Gefangenen, die Beratungen mit den Verteidigern, die Besorgung der Telegramme und Briefe an die Verwandten — all dies bildete gleichsam einen Wirbel, der keine Zeit ließ zur Besinnung.

Spät abends erst, als ich auf den Balkon hinausging und in der entzückenden, vom Mondlicht beleuchteten Landschaft jene Stelle herauszufinden bestrebt war, wo die Festung stand, slog meine Seele dahin über das sichtbare Meer, die Bucht und über alle Gebäude hinweg zum eingekerkerten Gefangenen. In meiner Vorstellung erschienen vor mir das kleine Zimmerchen, das Bett, das Taburett, das winzige Kämpchen und der in der Zelle schmachtende Sohn, der wohl wußte, was seiner harrete! Ich war überzeugt, daß er mutig, fest, geistesstark war, und bereit zu allem Richtsdesto weniger tat es mir in tiefster Seele web um sein junges, wohl bald vernichtetes Leben; ich litt entzündlich,

merk auf dem Schein, der lautete: „Der Besuch ist bis zur Abenddämmerung erlaubt.“

Ich freute mich darauf, ahnte aber nicht, daß man mir den Besuch mit Mühsicht auf die bevorstehende Gerichtsverhandlung und das sicher zu erwartende Todesurteil verlängerte. Dies sollte der letzte Besuch sein! Erst später erklärten mir das meine Freunde. Damals aber freute ich mich! . . .

Ich, mein Sohn und seine Frau verbrachten zusammen fast den ganzen Tag vor der Verhandlung. Ich gab mir Mühe, meinem Sohn zu zeigen, daß ich furchtlos sei und nicht verzweifle. Ich lachte. Erzählte ihm komische Geschichten, sprach von der Zukunft, glaubte an die Gegenwart. Mein Herz aber litt und blutete und wollte sich nicht beruhigen; quälte mich doch unablässig das Bewußtsein: morgen ist die Gerichtsverhandlung! . . .

Gegen sechs Uhr abends wurde mein Sohn plötzlich ganz still. Er vermied es, mich direkt anzuschauen, sah auf die Seite, auf irgendeinen Punkt und sagte traurig, aber ruhig:

## Herbstbilder.

Von Ernst Prezzang.

### Im Moor.

Der Tag vollendet mählich seine Reise.  
Noch glühen bunte Wolken. Doch im Moor zieht schon das Zwielicht seine grauen Kreise und dampft aus braunem Heldenkraut empor.  
Wie dunkle Augen starren schwarze Pfähle durch das Gebüsch. Ein jäher Windstoß streift den kahlen Dornbusch, der mit seinen Spären wie eine Hand ins graue Zwielicht greift.

Das ist der Herbst . . . Die weichen Birken schaudern . . . Aus ihren Zweigen fällt es gelb und fahl; und die sich klammern wehren, die noch zaubern — die düstere Hand ergreift sie doch einmal . . .

Es schwankt der Grund. Die welken Gräser beb'en.  
Mühsem zum Dorfe quält sich ein Gespann:  
Zwei magre Gäule. Und gebeugt daneben  
in schweren Schuhn ein müder Altersmann.

Und wie wir langsam auf zum Rande steigen,  
erlischt der Tag, und schief im Dunkel stehn  
Lehmstüten, graue, die sich alternd neigen,  
und Lichter, die aus blinden Scheiben sehn.

Rings Totenstille . . . Matt nur knarrt der Wagen,  
als schliefen Mensch und Pferd im Gehen ein.  
Dann in der Höhe jäh ein Füllgeschlagen:  
Wildgänse ziehen übers Moor und schrein . . .

### Am Meer.

Auf weißen Kreidefelsen glänzt das Licht  
des hellen Tages, der nun sterbend lächelt  
und goldne Kränze in das Laubwerk flieht  
der stolzen Buchen, die sein Atem fächeln.  
Auf starkem Stamm wuchs es hoch hinaus  
aus sprödem Grund mit leuchtendgrünen Schwingen,

nun schimmert's purpur, silbrig, bunt und trans wie übersät von tausend Schmetterlingen.

Zu ihren Füßen singt und längt die Flut und dehnt sich wiegend in die lichten Weiten, wo in des Abends wunderroter Glut die weißen und die braunen Segel gleiten . . .

Rauchfahnen wehn. Es faucht und qualmt der Schlot; am Himmel ballt es sich zu schweren Haufen. Wie finster nun die schwarze Wolke droht, um die die Feuerlinien zackig laufen. Sie reckt und reckt sich, formt sich zur Gestalt mit langen Armen, schwarzen Riesenfängen und wirkt den Tag, indem mit Urgehalt grollende Stürme aus der Tiefe drängen.

Das ist der Herbst, da Ast und Wipfel bricht und Hilferufe aus den Wogen gellen . . . Am Horizonte tropft das letzte Licht wie Blut und Gold in dunkelgrüne Wellen.

der zukünftige Sebastiopoler Polizeidirektor mit dem ihn begleitenden Gendarmerieoffizier. Es ist leicht zu begreifen, wie deprimierend auf mich dieser Zufall wirkte. Das ständige unbeabsichtigte Zusammentreffen, bald mit dem einen, bald mit dem andern, deren spezielle Bestimmung es war, so oder so auf das Schicksal meines Sohnes entscheidend einzutwirken; die fortwährenden Begegnungen auf der Treppe, welche zum Zimmer des sich hier ebenfalls befindenden Trussewitsch führte, bald der Gendarmen, bald der Spitzel oder der Polizisten verschiedenen Ranges bildeten für mich eine unbeschreibliche Seelenqual. Jedes Blatt Papier, das der Gendarm hinauftrug, erschien mir als ein Anklagedokument gegen meinen Sohn, jeder Spitzel reizte meine Nerven. Ich konnte es schließlich nicht mehr ertragen und verabredete eines Tages mit den Verteidigern, am selben Abend noch in ein anderes Hotel überzusiedeln, was auch geschah. Erst dann wurde ich etwas ruhiger.

So verging ein Tag um den andern: der eine kurz wie ein Augenblick, der andere lang wie die Ewigkeit, je nach der Besuchszeit beim

wissend, daß ich nichts zu ändern vermochte, wenn es den Gewaltigen einfiel, ihn zu morden. Das Bewußtsein des Schrecklichen, Grausen und Unvermeidlichen war unerträglich. Ich wäre bereit gewesen, mein eigenes Leben hinzugeben, um nur nicht dieses Fürchterliche wissen, nicht daran denken zu müssen! Allein, nichts in der Welt war instande, mich von diesem Bewußtsein zu befreien. . . . \*

Der 25. Mai kam. Die Verteidiger arbeiteten die ganze Nacht durch. Für alle war es klar, daß eine Rettung nur möglich war, wenn es gelang, die Gerichtsverhandlung hinauszuschieben. Die Verteidiger hatten deshalb eine Menge Kassationsgründe vorbereitet. Je näher der Moment der Gerichtsverhandlung heranrückte, um so sieberhafter arbeiteten alle. Unsere Aufregung steckte auch meinen Sohn an, obwohl er sonst immer ruhiger gewesen war, als wir alle.

Am Tage vor der Gerichtsverhandlung, als ich in die Festung kam, um den Einlaßschein zu holen, war ich sehr erstaunt über einen Ver-

„Ach, und jetzt wollen wir von dem Unvermeidlichen sprechen!“

Und er bemühte sich, uns auf den Gedanken vorzubereiten, daß sein Tod unvermeidlich sei. Er sprach weich, zart — ich schwieg. Aber, wenn man mir in mein Herz hätte schauen können, als er sprach:

„Du wirst doch nicht ein Gesuch um Begnadigung einreichen? — ich bitte Dich!“

Ich antwortete: „Nein, mein Leuerer!“

„Du wirst Dir Mühe geben standhaft zu sein!“

„Ja, mein Sohn.“

„Gedenke, Du bist nicht allein! Vie viele solcher Männer wie Du gibt es! Sterben muß man doch einmal; ist es denn nicht gleich — auf welche Weise?“

„Ja, mein Leuerer!“

Er küßte mich zart. Lange schwiegen wir beide. . . .

Unser Abschied war diesmal kurz. Wir empfanden beide, daß wir nur so unsere Fassung bewahren könnten. . . .

(Fortsetzung folgt.)

**Eine chinesische Fabel.** Eine arme, alte Witwe, die schon mehr als sechzig Sommer gefehlt hatte, besaß einen Sohn, der sich als Holzhauer bei schwerer Arbeit seines Lebens Unterhalt erwarb. Treulich sorgte er für sein altes Mütterchen und war glücklich, wenn sie zufrieden mit ihm war.

Eines Tages ging er wieder nach den bewaldeten Hügeln vor der Stadt, um sein Tagewerk zu vertragen. Während er fleißig arbeitete, überfiel ihn ein Tiger, und verloren war der brave Holzhauer. Wohlgeküsst trug ihn die Bestie auf.

Die arme Witwe vernahm die Trauerbotschaft mit großem Schmerze. Nun stand sie allein in der Welt und hatte niemand, der für sie sorgte. Was sollte sie nun beginnen und wie konnte sie ihr Leben fristen? — Da sie gehört hatte, dass der Ortsvorsteher ein Mann von großer Herzengüte war, ging sie zu ihm und klagte dort laut weinend ihre Not. Tief gerührt blickte der Mann der hohen Obrigkeit auf den Zammer der armen alten Frau. Gleichzeitig fertigte er ein Dokument aus und befahl der Schuhmannschaft des Ortes, unverzüglich den blutgierigen Tiger zu verhaften, der das furchtbare Verbrechen begangen hatte, die einzige Stütze einer armen Witwe aufzufressen. Den Schuhmännern, welche den Verhaftsbefehl ausführen sollten, wurde es recht unbehaglich zumute; mit sorgenvollen Mielen blickten sie einander an. Müssten sie nicht fürchten, dass der Tiger sie auch aufzufressen würde? Andererseits drohte ihnen der Zorn des Ortsvorstehers, von dem sie in diesem Falle keine Rücksicht erwarten konnten. Und so machten sie sich mit schwerem Herzen auf den Weg, um den Tiger gefangen zu nehmen. In ihrer Herzensangst zündeten sie ein Opferfeuer an und beteten zu dem Geist der Berge um Beistand. In das Feuer legten sie eine Kopie von dem Dokument, durch welches die hohe Obrigkeit den Tiger vor Gericht forderte, und andächtig sahen sie den Rauch davon aufsteigen. Ohne höherem Beistand glaubten sie ihre Amtspflicht nimmer erfüllen zu können.

Naum waren die Schuhmänner mit ihrer Anzahl fertig, da erklang plötzlich das furchtbare Gebrüll des Tigers, und Entsetzen erfüllte die Herzen der armen geängstigten Leute. Es dauerte nicht lange mehr, da brach das gewaltige Raubtier hervor und bot einen herrlichen Anblick in seiner ungemeindigen Kraft und Wildheit und dem prächtig schimmernden Fell.

Die Diener der Obrigkeit fühlten, dass ihr letztes Stündlein geschlagen habe. Sie wussten in ihrer großen Todesangst nichts weiter zu tun, als dass sie das Dokument ausbreiteten, emporkielten und versuchten, sich dahinter zu verbergen.

Da geschah etwas Wunderbares!

Naum hatten die jenigen Blicke des Tigers das mit dem Zeichen der hohen Obrigkeit wohlver sehene Dokument erkannt, so ging eine große Veränderung mit ihm vor. Er ließ Schwanz und Ohren hängen und sein wilder Stolz verwandelte sich plötzlich in demütige Unterwürfigkeit.

Vor der Majestät des Gesetzes trat die Majestät des Tigers weit zurück.

Still folgte er den Wächtern des Gesetzes, die erleichtert aufzutreten, als sie sahen, dass der Geschürzte keine Miene mache. Widerstand zu leisten.

Vor Gericht kniete der Tiger nieder. Die arme Witwe brachte ihre Klage vor, und große Entrüstung herrschte im Gericht; mit Abscheu blickte jeder auf den Verbrecher. Der Richter nahm das Wort mit strenger Miene und sprach zum Tiger:

„Diese arme alte Frau hatte einen einzigen Sohn, der sie ernährte. Du Ungehöriger hast ihn aufgefressen. Wer soll jetzt für sie sorgen? Und wenn Du auch zum Tode verurteilt würdest, — wie, so frage ich, kann die Witwe für ihren Verlust ent schädigt werden?“

Als der Tiger das hörte, ließ er den Kopf hängen und war von Neuse tief ergriffen.

Der Richter bemerkte es und fuhr fort:

\* Die Chinesen, bei denen der Ahnenkultus, die Verehrung der Vorfahren, sehr gepflegt wird, machen es ihren Kindern zur heiligsten und vornehmsten Pflicht, für die ergrauenden, alt und schwach werdenden Eltern zu sorgen. Wird durch ein Verbrechen, wie hier in der Fabel, allen, hilfsbedürftigen Leuten ihre letzte Stütze genommen, so erscheint die Tat durch diesen Umstand besonders schwarz und abscheulich. Die schwere Verantwortung, die der Täter auf sich lastet, ist das eine Moment, das in der Fabel zum Ausdruck kommt. Das andere ist der unbedingte Gebotsum gegen die Obrigkeit, der von jedermann gefordert wird. Für den Chinesen ist die Obrigkeit die Hüterin der Tradition. Die Weise, die den überlieferten Anschauungen entsprechen, finden willigen Gehorsam; die unbedingte Unterwerfung gilt als Pflicht. Alle Traditionen, an welchen erst die Neuzeit zu rütteln beginnt, stehen bei den Chinesen in hohem Ansehen.

„Da ich sehe, dass Du die Zurechtsetzung Deines Verbrechens erkennst und aufrichtig bedauernst, was Du getan hast, so will ich Gnade üben. Ich verurteile Dich, fortan als Sohn der armen Witwe zu handeln und sie vor Not und Entbehrungen zu schützen.“

Als der Tiger den weisen Richter so reden hörte, wurde sein bebüßtes Herz erleichtert. Er erhob sich und nickte eifrig als Zeichen der Zustimmung. Man ließ ihn gehen. Gleichzeitig machte er sich auf den Weg nach den bewaldeten Hügeln vor der Stadt, scherte aber an demselben Abend noch zurück mit einem Fleisch im Maul, was er vor die Tür der armen Witwe legte.

Vänger als zehn Jahre sorgte der Tiger für die alte Frau. Als sie dann starb, war er sehr betrübt, denn es hatte ihn glücklich gemacht, der armen Alten ein sorgenfreies Leben bereiten zu können.

**Der „Schippsjung“.** Ein Mohrsthuhl war entzwei. „De Schippsjung“ malt dat“, sagte man mir.

Ein Schiffsjunge, der Mohrsthüle repariert. Etwas fonderbar. Aber vielleicht führt er auf einem kleinen Küstenfahrzeuge und füllte seine freien Stunden damit aus.

Ich nahm also den Sitz ab und unter den Arm und wanderte in die „hohen Dünen“. Das ist ein welliges Sandterrain, ehemals ausgeschwemmt, das nun landeinwärts hinter den eigentlichen Dünen liegt und diese weit überragt.

Ein paar verlorene Hänschen stehen da, die letzten, abgelegten des Ortes. Und die ärmsten. Zu dem, das am höchsten lag, sollte der Schiffsjunge wohnen.

Ein kleines, rohrgedecktes Haus; das überhängende Dach mit der ausgestreckten Hand darunter zu erreichen. Drei kleine Fenster groni, der See zugewandt; eine schmale, niedrige Tür. Etwa wind-schief das Ganze, aber sauber, die Wände frisch gestrichen, die Fensterkreuze neu gestrichen. Weiße Gardinen hinten den Scheiben. Vor dem Hause ein Wärtchen mit verkümmerten Blumen, mit ein paar Sträuchern und Gemüseständen.

Die Haustür stand offen. Zwei niedrige Türen führten von dem engen Flur ins Zimmer.

Die Tür zur rechten Hand tat sich auf und ein braunes, hageres Frauengesicht bog sich heraus: „Hier ist he“.

Das war eine Einladung. Ich trat in das Stübchen, — und stand ganz erstaunt. Da saß ein Fünfzigerjähriger, das bleiche Gesicht ganz umrahmt von einem „Schifferbart“, und flocht Körbe.

Die wasserblauen Augen richteten sich einen Augenblick forschend auf mich, dann nickte er und reichte mir die Hand: „Ausstechen kann ich nich.“

„O bitte. Aber bin ich denn hier richtig?“ Man sagte mir: ein Schiffsjunge . . .

Ein leises Bucken, halb selbstgefällig, halb schmerzlich, ging über sein Gesicht.

Ich sah auf die Frau. Die stand groß und hager hinter dem Stuhl ihres Mannes und sagte ernst: „Ja, ja. Dat is he. Se nennt em de Schippsjung“.

„Entschuldigen Sie, aber ich hatte natürlich keine Ahnung . . .“

Er winkte mit der Hand. Eine schmale, weiße Hand.

„Nix dabei. Ich habe mal den Namen. Alle sagen so. Und es is am Ende nich schlechter als Korbklechter, was? . . . Soll ich das da ganz machen?“

„Bitte!“

Er beschaffte den Sitz mit sachverständigen Blicken, gab ihn an seine Frau und strich sich nachdenklich den Bart.

„Hat's acht Tage Zeit? Bin nämlich etwas pressiert. Da — ein Dutzend neue Fischkörbe von der Sorte — das will gemacht sein. Und die alten — auf dem Flur — haben Sie gesehen? — na ja, die auch. Aber zwei Hände hab' ich bloß.“ Er zogte die Achseln und machte sich mit wichtiger Miene wieder an seine Arbeit.

„Das Geschäft geht?“

„Ob es geht?“ Er sah lachend die Frau an. „To verdienen is der nig bei“, sagte sie, etwas eilig einfallend. „Abers he malt das so billig as es geht.“

Er lächelte, sanft, überlegen. Ihre Blicke tauchten ineinander.

„Du dumme Schippsjung!“ Sie ging hinans.

„Wie sie bös tut, nich?“ Er lachte hell auf, kriegte feuchtschimmernde Augen. Nach einer Pause: „Sie is gar nich bös. Ein Herz von Gold. Die einzige, die bei mir geblieben ist, als mir das Malheur passiert war.“ Er wies aus dem Fenster. „Haben Sie meinen Garten gesehen? Den hat si e gemacht. Fette Erde hat sie heraufgeschleppt. Korb für Korb. Sie tat alles für mich. Alles.“

Er wischte sich die Augen. „Oder meinen Sie, doch es viel Frauen gibt, die einen Geschmack hervorrufen?“

„Nein, ganz gewiss nicht. Sind Sie denn — ?“ Er nickte nachdrücklich. „Wissen Sie denn nich — ?“

„Nein!“

Er ließ seine Arbeit fallen: „Das wissen Sie nich?“ „Ganz grosse Augen . . . Also: ich kann doch nich aufstehen. In den nächsten Tagen werden es dreiunddreißig Jahre, das ich auf dem Stuhl hinc sitz. Das heißt: abends trägt sie mich ins Bett, natürlich. Ja, das tut sie auch! Abend für Abend — wie so'n kleines Kind trägt sie mich ins Bett! . . . Dreißig Jahre! . . .“

„Aber — wie — ?“

„Ich war doch Schiffsjung auf der „Lisette“, nich? Ein forscher Jung, das können Sie mir glauben. Flint wie 'ne Säge, gekonnt wie 'n Pro. Alle möchten mich gern. Sie natürlich am meisten. Damals schon. Der Kapitän war wi 'n Vater zu mir: Wenn ich aus dir nich 'n Schiffer mach wie's keinen zweiten gibt von Hamburg bis Rio Horn, dann sollt ihr mich fressen! Ja, so hat er gesagt. Ich schick dich auf die Navigationschule, sagt' er, auf meine Kosten, sagt' er . . . Ja, ich hätt's getan . . . Und dann kam das!“

Der Korbklechter fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte leise: „Es gibt ja nichts schöneres als Schiffer sein . . . Wir kamen im Hölzern von Callao. Zu der Nordsee fährt uns ein Sturm . . . was sag ich: Sturm! Ein Orkan war's, als ob die ganze Hölle auf uns loskommt. . . Wir bergen das letzte Stückzeug . . . Alles geht gut . . . Da reiht sich die Deckslast los . . . Ich trug einen Balken in den Rücken . . . Als ich richtig wieder zur Besinnung kam, lag ich im Hamburger Spital. Wie schlimm es war, wusste ich ja nicht gleich. Aber endlich kam's heraus“ — er kloppte sich heftig auf die Scheitel — „die du bleiben gelähmt . . . Nichts mit ausfangen . . .“

Der Kapitän ist rein wild geworden, hat die berühmtesten Professoren kommen lassen: „Machen Sie mir meinen Schippsjung wieder heil!“ „Keiner kommt's. Ich hab' . . . allerhand Gebrüder, mich ganz über Bord zu bringen, — aber dann kam sie, was jetzt meine Frau is und sagte: „Nu las uns heiraten; denn jetzt brauchst du erst recht jemand! Gibts viele solche Frauen — ich frag' Sie zum zweiten Mal!“

„Man wird sie mit der Valerne suchen müssen!“

„Sehen Sie! Ich bin noch ganz glücklich geworden. Sie hier und schlechte Körbe und guck zum Fenster raus — auf die See.“ Er blickte gerade vor sich hin. Lange. „Schlechte Körbe und so'n Quart. Is das 'ne Arbeit für 'nen Schiffsjung, was? For 'nen d'ücht'gen Schiffsjung?“ Die Arbeit flog zur Erde und die weißen Hände zitterten.

Und plötzlich stand die hagere Frau wieder hinter ihm und streichelte ihm wortlos den Kopf.

Die Spannung verlor sich aus seinen Augen. Aber er sah noch immer zum Fenster hinaus. Neben das braune Dünenland mit seiner blühenden Gräte, über die sich hier und da ein paar verkrüppelte Zwergkiefern erhoben. Hinweg über das Land auf die See, — die weite, unendliche See, auf der stolze Dreimaster mit gefüllten Segeln vorbeizogen.

Durch einen hübschen Versuch kann man sich Karrnkrautgebilde herstellen. Eine ungefähr fünf Zentimeter breiter Streifen nicht zu starken Papiers wird harmonicas oder treppenförmig gefaltet, so dass die Breite jeder Falte gleich einem Centimeter ist. Das Papier wird in folgende Lösung getaucht und getrocknet: 5 Gramm doppelchromsaures Kali, wie es zur galvanischen Batterie angewendet wird, werden in der zehnfachen Menge heißen Wassers gelöst; nach dem Erkalten wird ein Teelöffel Salmiakgeist — in jedem Drogengeschäft erhältlich — hinzugefügt. Das Papier wird sodann auseinandergezogen, aufgestellt und angezündet. Die Asche gibt sich als fein gesiedertes Gebilde, ähnlich wie es sich bei dem bekannten Karrnkraut zeigt.

Ahnlich ist es mit einem Experiment, das eine Schlange zeigt. Eine poröse Masse — am besten Bigarrenglas — wird mit Spiritus getränkt und darüber zwei Stück der bekannten Emser Pastillen gelegt. Beim Anzünden des Spiritus entwickelt sich in vielen Windungen ein einer Schlange ähnliches Gebilde. Die Pastillen enthalten kohlenstoffiges Natron, das durch die eingetretene Erwärmung Kohlensäure frei werden lässt, die blähende Eigenschaften besitzt und das Ganze emportreibt.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**